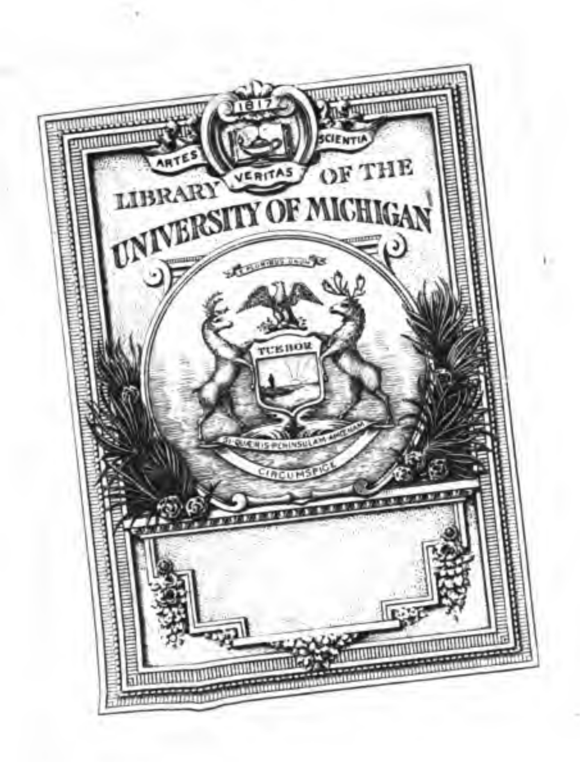
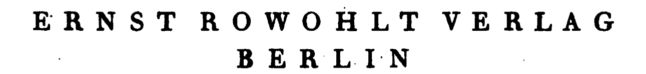

1817
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUÆRIS PENINSULAM AMŒNAM
CIRCUMSPICE



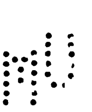
MAX BROD

ERLÖSERIN

EIN HETÄRENGESPRÄCH



ERNST ROWOHLT VERLAG
BERLIN



DRUCK E. HABERLAND, LEIPZIG

Sympathisches Vorzimmer. Dämmriger Nachmittag.
Es läutet.
Das Dienstmädchen öffnet. Ein eleganter junger Mann will seine Visitkarte abgeben. Da erscheint die schöne Dame in der Türe des Wohnzimmers. Sie trägt ein einfaches kleidsames Hauskostüm

Die Dame: Treten Sie nur ein, mein Herr.
Der Herr: Habe ich die Ehre, mit Fräulein Hedwig Gabor zu sprechen?
Sie: Glauben Sie, unbekannter Herr, daß eine andere Dame dieses Stadtviertels zum Eintreten einladen würde — und noch dazu ins Vorzimmer Ihnen entgegenkäme, was doch ganz gegen die guten Formen verstößt?
Er: *(etwas verlegen)* Es ist wirklich ein sehr distinguiertes Stadtviertel.
Sie: Dieses Kompliment für die Lage meiner Wohnung will ich nicht als Unhöflichkeit gegen mich selbst auffassen.
Er: *(nach einer Pause)* Ich darf also eintreten?
Sie: Damit begannen wir ja.

(Er folgt ihr durch ein kleines Empfangszimmer in ein größeres Zimmer. Es ist schlicht und geschmackvoll eingerichtet.)

Sie: Nehmen Sie Platz.

Er: Mein Name ist —

Sie: Sagen Sie mir lieber gleich: von wem haben Sie meine Adresse erhalten?

Er: Vom Grafen Lux, Attaché der königlich griechischen Gesandtschaft hier, meinem Kollegen.

Sie: Es freut mich, daß ich bald die diplomatischen Vertreter aller Großmächte am Platze zu meinen Alliierten zählen werde.

Er: *(hat endlich den Ton gefunden, wie ihm scheint)* Bravo, mein Schatzerl. Ich kann dir versichern, mein lieber Kollege Graf Lux ist von dir geradezu enthusiasmiert. Eine so kluge und liebe Frau fände man selbst . . .

Sie: *(unterbrechend)* Das ist mir nicht unbekannt. Er pflegt sich gerade über diesen Gegenstand ohne jede diplomatische Zurückhaltung auszusprechen. *(Sie klingelt. Das Dienstmädchen kommt.)* Ich bitte um den Tee. *(Mädchen ab.)*

Er: Verzeihe, mein Kind, — wäre es nicht besser — aber du liebst wohl den Tee sehr?

Sie: Meine einzige Leidenschaft.

Er: *(nicht ohne Ironie)* Ei — Nun, sonst hätte ich gedacht — mein Wagen wartet unten — ein Sektsouper bis zum Morgen und ein paar fesche Lokale, das wäre doch als Einleitung einer neuen Bekanntschaft viel netter. Wir können gleich ins Restaurant Terminus fahren, wenn du willst. *(Dienstmädchen mit Tee und Brötchen.)*

Sie: *(zum Mädchen)* Den Wagen, der unten wartet, schicken Sie bitte fort. *(Mädchen ab.)* — Graf Lux hat Ihnen also nichts von den Bedingungen gesagt?

Er: Von welchen Bedingungen?

Sie: Nun, von den Bedingungen meiner Freundschaft . . .

Er: Ach so! — O doch, er sagte, — darf ich davon reden?

Sie: Natürlich, das ist ja das Wesentliche.

Er: Tausend Mark.

Sie: Ein allerdings etwas unvollständiges Exposé über mich und meine Bedingungen. Zudem auch unrichtig. Es sind nämlich zweitausend Mark.

Er: *(mit Verbeugung)* Bitte schön.

Sie: Darüber wollen wir vielleicht erst später sprechen. Es sind doch einige Komplikationen hier mit im Spiel. In gewissem Sinn hat Ihr Kollege das Richtige gesagt. Ich zweifle nicht, daß wir uns hierüber ganz leicht verständigen werden. Die Summe scheint Sie übrigens in Erstaunen zu versetzen. Ich bemerke es an Ihren Blicken.

Er: Ich habe dich doch eben gar nicht angeschaut.

Sie: Mich nicht, aber meine Möbel. Ich glaube Ihre Blicke zu verstehen. Man pflegt sonst eine solche Dame nach ihren Gobelins und Teppichen abzuschätzen, nach ihrem livrierten Diener, ihrem Schmuck, ihrem Automobil, und ähnlichem. Derlei ist bei mir nicht zu finden. Auch auf prunkvolle Möbel lege ich keinen Wert.

Er: Ich auch nicht.

Sie: Sehr freundlich. Ich erlaube mir aber doch gegen diese Ihre Äußerung etwas skeptisch zu sein. Ich habe es wiederholt erlebt, daß Herren, die in ihrem Heim eine spartanische Einfachheit bevorzugen, bei dem Mädchen, das sie ein- zweimal in der Woche be-

suchen, den Luxus einer Pompadour finden möchten. Für derartigen Nebenaufwand bin ich nicht zu haben. Auch gehe ich niemals mit meinen Liebhabern aus, weder ins Theater, noch zu Soupers. Ich trinke nicht, ich rauche nicht, ich werfe niemals Sektkelche an die Zimmerdecke. Mit mir ist kein Staat zu machen, — da haben Sie eine meiner Grundbedingungen.

Er: Es ist ja nicht wegen des Staatmachens, Putzerl, aber — kann man etwa mit Teetassen anstoßen und Bruderschaft trinken? Deshalb habe ich dich vorhin eingeladen ... Warum sagst du mir übrigens immer Sie?

Sie: Vielmehr — warum sagen Sie mir immer du? — könnte ich fragen ... Doch bitte, erschrecken Sie nicht. Ich will nicht ungemütlich sein. Sagen Sie mir nur du oder Sie ganz nach Belieben.

Er: Das ist also keine der unerläßlichen Bedingungen?

Sie: Keineswegs. Nur eine von den Schwierigkeiten, die unsere Unterhaltung anfänglich zu überwinden haben wird, und gibt sich später ganz von selbst.

Er: Und wie? Werden wir beide „du“ oder

„Sie“ zueinander sagen? *(Pause.)* Verzeihe, wenn ich jetzt lache. Es ist nicht deshalb, weil du so eigentümlich ernsthaft schweigst. Nein, mir ist jetzt eben etwas ganz anderes eingefallen. Ein kleines Stück, das ich einmal vor langer Zeit im Theater gesehen habe. Ich glaube, es hieß „Der Dieb“ ... Die Situation hatte eine Ähnlichkeit mit unserem Gespräch, wenn auch nur eine ganz entfernte. Es handelt sich, glaube ich, um einen Einbrecher, der von dem Hausherrn auf frischer Tat ertappt wird. Nun beginnt er zu raisonieren, alle Menschen seien Diebe, die Kaufleute, Ärzte, Senatoren — lauter Diebe, und die Einbrecher seien eigentlich noch die besten, ehrlichsten Menschen. Schließlich behält er auch recht und er ist es, der dem braven Bürger Bedingungen diktiert und Moral predigt ...
Sie: Ich habe doch noch gar nicht begonnen, zu predigen.
Er: Das kommt aber gleich, nicht wahr?
Sie: Es braucht gar nicht zu kommen. In gewissen Fällen ist es ganz überflüssig. Dann nenne ich eben nur die Bedingungen und erspare mir jede Begründung...

Er: *(auf dem Gipfel seiner Überlegenheit)* Habe ich dich beleidigt, Kindchen? Das wollte ich nicht tun. Begründe nur, begründe immerzu!
Sie: Es ist wirklich ganz überflüssig, ... *(nach einer Pause nachdenklich)* Wir Juden sind doch ein rechtes Gesindel.
Er: *(ganz betreten)* Was fällt Ihnen . . . was sagen Sie da . . .
Sie: Ihre Überraschung dürfte nur der einen Hälfte meiner Sentenz gelten, die ich demnach bekräftigen muß . . . Ja, auch ich bin Jüdin . . .
Er: Aber woher wissen sie . . . oder glauben Sie zu wissen . . .
Sie: Allerdings war schon Ihr Papa getauft, Ihre Mutter freilich nicht. — Graf Lux, den Sie Ihren Kollegen, sogar Ihren lieben Kollegen nennen, scheint sich für Ihren Stammbaum lebhaft interessiert zu haben.
Er: Aber Sie wissen doch nicht einmal, wer ich bin, wie ich heiße . . .
Sie: Von den höheren Beamten der königlich griechischen Botschaft waren Sie bisher der einzige, der gefehlt hat. Sie haben lange gezögert. Ihre Zurückhaltung macht Ihnen alle Ehre. Aber geben Sie zu, daß es kein Kunst-

stück ist, jetzt Ihren Namen zu erraten. Um so weniger, als mir diese Photographie, die beim letzten Gartenfest Ihrer Majestät der Kaiserin gemacht wurde, zur Verfügung stand. *(Sie zeigt auf ein Gruppenbild an der Wand.)* Ich bin also genügend informiert.

Er: Du ... Sie spotten.

Sie: Nicht über Sie. Über uns beide, wenn Sie wollen, weil wir so ganz von unserem Thema abgewichen sind. Wir sprachen doch von meinen Bedingungen, oder, besser, von gewissen Prinzipien, die notwendigerweise unsere zukünftigen Beziehungen, an deren Freundschaftlichkeit ich gar nicht zweifle, beherrschen werden. Und ich meinte nur: da wir beide Juden sind, oder — um ganz genau zu sein — beide von Juden abstammen, werden wir einander leichter verstehen als gewöhnlich und ohne das von Ihnen befürchtete langatmige Raisonnement. Vor allem auch deshalb, weil sich unsere Auseinandersetzungen auf einem mehrere tausend Jahre von den Gedanken unserer Vorfahren durchpflügten Gebiet bewegen werden.

Er: Wie denn?

Sie: Auf dem Gebiet von Schuld, Sünde und Sühne. Dergleichen Überlegungen scheinen uns ja mit unseren Gehirnwindungen angeboren zu sein.
Er: Ich wüßte nicht...
Sie: Kurz gesprochen, Sie gestehen ja gewiß gerne zu, daß man zu einer Frau wie mir nicht um des kurzen sinnlichen Genusses willen kommt, noch weniger, um sich angesichts marmorner Kamine und goldener Nippesstatuen als ein zweiter Sonnenkönig zu fühlen. Auch nicht, um sich zu besaufen oder um zu hazardieren ... All die tollen Orgien, bei denen soviel Übermut, Witz und jugendliche Lustigkeit in Gesellschaft käuflicher Weiber verschwendet wird und in denen die männlichen Teilnehmer (die andern fühlen und denken meist gar nichts dabei) einem wirklichen Bedürfnis ihrer Natur Luft zu machen glauben, sind doch nur Verschleierungen des wahren Sachverhaltes, sind Irrtümer, Seitenwege, fehlgeleitete Instinkte. Ich habe es versucht, diesen wahren Sachverhalt, das eigentliche Bedürfnis, um das es sich im Verkehr mit Dirnen ...
Er: Sprechen Sie das Wort nicht aus!

Sie: ... im Verkehr mit Dirnen handelt, — diesen eigentlichen Kern von allen Verfälschungen freizumachen. Und der Erfolg gibt mir Recht, nicht wahr?

Er: Sie sind ehrgeizig. Das ist das erste, was mir an Ihnen nicht gefällt.

Sie: Sie werden es später richtiger einschätzen. Übrigens stelle ich nur einen Erfolg fest, auf den ich anfangs selbst nicht gerechnet hatte. Er beruht auf der einfachen Erkenntnis, daß man zu einem sogenannten Freudenmädchen nicht um der Freude willen kommt, überhaupt nicht um einer Helligkeit willen, sondern in sehr dunkler Trauer und um der Trauer willen, genauer — um sich von diesem Mädchen etwas verzeihen zu lassen.

Er: Das verstehe ich nicht.

Sie: Man sündigt an solch einem Mädchen, man ist sich dessen bewußt, zu sündigen, und doch fühlt man, daß einem hier und nur hier geradezu vollständig verziehen wird. Das ist etwas ganz Unvergleichliches. Im ganzen sonstigen Leben wird einem nämlich nichts, auch nicht das Geringste verziehen. Jeder Fehler, jede Unvorsichtigkeit, die man macht,

muß sofort schwer gebüßt werden. So hart ist die Natur des Daseins. Kein Mensch, dem man etwas zuleide tut, verzeiht wahrhaftig. Wenn er nämlich verzeiht, so drückt einen die Schuld doppelt so stark. Auch Gott verzeiht nicht so, daß man sich nachher wirklich frei von ihm fühlte, sondern nachher ist man erst recht in seiner Gewalt. Nur wir Mädchen, wir verzeihen wahrhaftig. Wir lassen uns nämlich — und dies ist wohl die tiefste und jedenfalls die einzig notwendige Erfindung, die das Menschengeschlecht je gemacht hat — unser Verzeihen abkaufen, und zwar nicht zum Schein abkaufen — sondern vollkommen ehrlich fühlen wir uns, obwohl ohne Schuld, nach Bezahlung einer gewissen Summe quitt mit dem Sünder. Diese Summe und das glückliche Lächeln, das sie auf unser Gesicht lockt, dieses Lächeln, das uns ganz eigentümlich ist und nicht erst bei der Bezahlung erscheint, sondern vorausnehmend schon bei der ersten Anrede, während der ganzen Schäferszene, dieses grenzenlos und ohne Rückhalt, für alle nur ausdenkbaren Möglichkeiten im voraus nachsichtige Lächeln ist heute das eigentlich Befreiende und

Erlösende in der Welt. Es zeigt die einzige Gelegenheit auf Erden an, wo man sein böses Gewissen wirklich los wird und mit gutem Grund vergißt. Und darauf beruht auch die eigentliche Süße, die von uns ausgeht, und mit der Frauen, die wirklich lieben und leidenschaftlich sind, niemals wetteifern können. Unwiderstehlich ist unser Lächeln, welches anzudeuten scheint: Sei nur getrost, niemand hat hier etwas dreinzureden, tue mir nur Böses an und sündige dich diesmal so richtig und ohne Rache aus...

Er: So wären also alle —— derartigen Mädchen gleichwertig und böten alle dasselbe.

Sie: Keineswegs. Sondern, je schöner das Mädchen, je glühender der Mann, — umso schwerer die Sünde, umso süßer die Vergebung.

Er: *(Pause)* Das ist ja aber sehr ernst, — sogar entsetzlich.

Sie: Nur in der Theorie ist es ernst. Die Theorie ist nun aber auch schon zu Ende. *(Sie küßt ihn.)*

Er: Meine schöne Aspasia hat über ihren Beruf viel nachgedacht.

Sie: Das liegt im Wesen dieses Berufes, wenn man ihn so ausübt, wie ich ... Ich erübrige immer noch ziemlich viel Zeit.
Er: Ja, das verstehe ich nun vollkommen. Da Sie sich auf den eigentlichen Kern der Sache, dieses Lächeln und Verzeihen — oder wie soll ich es nennen — beschränken ...
Sie: Ich unterschlage nichts, bitte.
Er: Bin überzeugt. Immerhin sind Sie eine ganze Menge zeitraubender Begleitumstände los, — als Soupieren, Zechen, Nächte-Durchbummeln, nach Monte reisen, Flirten, mit Schneiderinnen konferieren ...
Sie: Sehr richtig. Und dabei bitte ich zu bedenken, daß infolge vernünftiger Zeiteinteilung nicht nur mein Einkommen bedeutend größer ist als das meiner hervorragendsten Rivalinnen, sondern daß ich mit dem, was Sie sehr treffend als zeitraubende Begleitumstände charakterisiert haben, all das sinnlos wüste Verschwenden von Geld und Nervenkraft vermeide, das in der Regel den Ruin meiner unklugen Schwestern herbeiführt. Die Sache ist wirklich so einfach und nahliegend, daß ich mich wundere, als erste auf sie verfallen zu sein.

Warum muß denn immer wieder Lady Hamilton auf der Landstraße sterben und Manon Lescault in der Strafkolonie? Das ist nichts als ein Denkfehler, ein altes Vorurteil über unseren Stand. Ich schätze ganz einfach mich selbst so hoch ein, genauer gesprochen: meinen schönen Körper, der einem ja ein wenig fremd ist und über den man daher ein Urteil hat, — von meinem Gesicht rede ich nicht so sicher, obwohl man auch dieses rühmt, und noch unsicherer von den „geistigen Reizen“ — also den Körper vom Hals abwärts schätze ich so hoch ein, daß ich es als Anmaßung empfände, wenn jemand neben seiner Sünde, seinem bösen Gewissen auch etwa noch seine üble Laune, seine Langweile bei mir ablagern wollte. Zu diesem Behufe gibt es Narren, Variétés, Zeitungen, Witzblätter, Literatur. Das sogenannte „große“ Leben, zu dem sich die Demimonde meist verleiten läßt, erscheint mir als ebensolcher Mißbrauch, als verlange man von einem berühmten Chirurgen, der einem eben ein fürchterliches Geschwür glücklich operiert hat, nun auch noch, er möge einen amüsieren, auf einen Maskenball führen, er möge tanzen,

springen, lustig sein und dergleichen. Nichts da. Ich operiere. Damit ist die Angelegenheit erledigt, die Sprechstunde zu Ende. Wenn ich Sie an die Sprechstunde eines berühmten Arztes erinnere, so werden Sie überdies auch für die Höhe des bei mir üblichen Honorars den richtigen Maßstab gewinnen.

Er: Sie haben vielleicht recht. Aber ich kann mir nicht helfen. Ihre Darlegungen erscheinen mir nachgerade immer trauriger, immer nüchterner ...

Sie: Wenn Sie sich später einmal den Verlauf unseres Gespräches ins Gedächtnis zurückrufen werden — und das werden Sie oft tun —, so werden Sie einsehen, daß ich dieses Wort „nüchtern" gleichsam mit Absicht herausgefordert habe. Zu diesem Zweck habe ich, um nur ein Beispiel zu nennen, ganz verschwiegen, wie sich denn meine eigene Seele zu den täglichen, heute schon unzählbaren Sünden, die an ihr begangen werden, stellt. Nun will ich aber zunächst Ihre oberflächliche, auf Nüchternheit taxierende Ansicht meines Tuns auf die Spitze treiben, indem ich Ihnen gestehe, daß ich sehr sparsam

lebe, daß ich meine großen Einkünfte gar nicht für mich verwende, sondern für eine mir wichtige Sache, die mit dem, was ich bisher gesprochen habe, fast gar nicht zusammenhängt. Nehmen Sie dazu, daß ich diese Sache gar nicht selbst betreibe, sondern irgendwo durch andere betreiben lasse, daß ich sie in ihren Einzelheiten gar nicht verstehe und nur das Geld für sie hergebe, daß also mein Leben in ein ganz abstraktes Verdienen und einen dieser Arbeit und mir selbst innerlich fremden Sinn auseinanderfällt, so werden Sie dies wohl den Gipfel der berechnenden Zweckhaftigkeit nennen.

Er: Graf Lux hat mich schon darauf vorbereitet, daß Ihre Reden unverständlich werden, sobald Sie diesen Punkt berühren — — ein gewisses Ideal, das Ihnen vorschwebt. Er konnte es mir gar nicht genau erklären.

Sie: Ich sagte schon, daß ich mich mit Ihnen besser verständigen werde als mit den meisten meiner Anbeter. Jetzt kommt die Probe auf meine Vorhersage. Ich bin wirklich neugierig, ob es klappen wird. — Hören Sie also: bei meiner Arbeit handelt es sich, schlichtweg, um — das Glück der Menschheit.

Er: O, o, o!
Sie: Ich scherze nicht. Es handelt sich um die Gerechtigkeit, um Befreiung des Geistes, um eine neue Ordnung der Gesellschaft, um ein Abschaffen der ungeheuerlichen Menschenabnützung, die unter dem Namen „Beruf“ betrieben wird ...
Er: Aha, Sozialismus. Womöglich auch noch Abrüstung, Friedensbewegung. Diese Kombination ist ja seit dem letzten europäischen Krieg sehr modern. Namentlich bei Frauen.
Sie: In der Tat hängen diese Ihnen wohl von Berufs wegen unsympathischen Dinge irgendwie zusammen. Ich aber habe mich mit den politischen Wissenschaften ebensowenig befaßt wie —, sagen wir, ein Berufspolitiker und kann Ihnen den Zusammenhang daher nicht auseinandersetzen. Meine Schwester, die viel klüger ist als ich, würde das vortrefflich imstande sein. Aber sie ist nicht schön, o, bei weitem nicht so schön wie ich, und daher würden Sie ihr wahrscheinlich gar nicht so lange zugehört haben.
Er: Aber mit Vergnügen ...
Sie: Meine Schwester lebt überdies in Zen-

tralasien. Und ich bin nun auch schon zu Ende mit dem, was ich Ihnen zu sagen habe. Nur eine kleine Geschichte müssen Sie noch anhören. Sie wird Ihnen vielleicht alles verdeutlichen. — Ich mache Sie aber darauf aufmerksam, daß ich sie sehr trocken erzähle, sehr schlecht, beinahe mechanisch; sie gehört nämlich in das unerläßliche Anfangsprogramm jeder neuen Bekanntschaft. Man kann nicht verlangen, daß ich mich an ihr jedesmal wieder frisch erwärme, obwohl das Erlebnis damals für mich entscheidend war. — Nun, das Erlebnis hängt wirklich mit dem großen Krieg zusammen, der vor zwei Jahren beendet worden ist. Damals war ich freiwillige Krankenpflegerin. Nichts lag mir ferner als mein heutiges Gewerbe. Ich war ganz jung, und alle Greuel, die ich sah, machten einen tiefen Eindruck auf mich. Das Fürchterlichste von allem aber war die äußerlich ganz ruhige Szene, die mir an einem Krankenbette begegnete. Ein älterer Soldat, dem beide Beine durch Schrapnells weggeschossen waren, unser schwerster Fall damals, erwachte aus tiefer mehrtägiger Ohnmacht. Man bemühte

sich um ihn. „Ja, wenn's uns früher so gut gegangen wäre!“ waren seine ersten Worte. Früher; er meint natürlich die schrecklichen Gefechte, die er mitgemacht hat, dachte ich. Und ich fragte ihn nach ihnen. Aber nein, die Schlachten hatte er schon beinahe vergessen. Er war Bergmann aus Brüx. Und seinen Friedensberuf hatte er mit dem scherzend bedauernden Satz gemeint: „Ja, wenn's uns früher so gut gegangen wäre.“ „Schwester!“ erzählte er später, „wir sind in Rußland bis übers Knie im Sande marschiert, so tief“, und er zeigte dorthin, wo er immer noch etwas von seinem Körper unter der Decke vermuten mochte, „wir sind von vier Uhr morgens bis acht Uhr abends in der Schlacht gestanden. Aber soll ich Ihnen die Wahrheit sagen? Es ist mir da droben besser gegangen als in der Brüxer Grube. So viel Sonne haben wir gehabt, so viel Sonne!“

Er: Reden Sie, bitte, nicht so schnell. Ich kann kaum folgen.

Sie: Ich wäre gern schon zu Ende. Es ist ja nur die alte Geschichte. Den einen packt's da, den andern dort, — der aufpeitschende

Gedanke von der Ungerechtigkeit. Damals erkannte ich: all das Unglaubliche, Entsetzliche, was dieser Krieg bringt, hat er also eigentlich nur für die Verwöhnten und Reichen gebracht. Denn die andern hatten es schon vor dem Krieg ebenso schlecht. Alle Strapazen, Hungern, Frieren, Nachtwachen, bis zur Erschöpfung Arbeiten, — den Besitzenden stößt damit im Krieg für kurze Zeit und noch dazu mit erhebend patriotischer Begründung nichts anderes zu als das, was ebendieselben Besitzenden seit jeher als dauernden regelmäßigen Zustand über ihre schwächern Brüder verhängt haben. Selbst der Kugelregen, die unmittelbare Gefahr des Todes und der Verstümmelung — schaut ihr der Dachdecker, der Bergmann, jeder Mann an einem Treibriemen nicht ebenso ins Gesicht Tag für Tag, wie der Krieger während der begrenzten Dauer eines Feldzuges? Nun können Sie sich den Übergang wohl schon selbst denken.

Er: Nicht ganz.

Sie: Ja, ich habe noch eines vergessen. Ich war damals ganz arm, auch meine Familie so arm wie nur möglich. Meine Schwester aber

studierte an der Universität. Ich sprach mit ihr häufig über diese Dinge. Es gibt da gewisse Pläne, komplizierte Ideen zur Befreiung der Menschheit, sagte sie mir, aber man würde geradezu unvorstellbar viel Geld brauchen, um sie nur auszuproben. Noch mehr, um sie auszuführen. Geld hatte ich nicht. Es ist also auch dies ein Monopol der Reichen: für das Glück der Menschheit zu wirken? — Ich hatte aber etwas anderes: meinen schönen Körper. Der Einfall stammt von mir, nicht von meiner Schwester. Das ist das Einzige, worauf ich stolz bin. Die Schwester sagte damals nur, man müsse irgendwo Land kaufen und eine neue, richtige, freiere Organisation der Berufe und des Staates durch Experimente im Großen feststellen, irgendwo weit weg von europäischer Polizei und von euren Eingriffen, meine Herren Diplomaten, die ihr bald genug das Verdächtige der Sache herausgewittert haben würdet, irgendwo, sagen wir, in Zentralasien, viele Quadratmeilen Land . . .

Er: Was für kindliche Utopien! Ich kann Sie nicht länger anhören. Sie vergessen die Hauptsache, die sich mir immer wieder aufdrängt,

wenn man von solchen phantastischen Dingen spricht: Die Menschen können ja gar nicht glücklich gemacht werden, und es ist überhaupt nicht der Sinn der Regierung, irgend jemanden glücklich zu machen.

Sie: Beachtenswertes Epigramm aus Regierungskreisen.

Er: Ich gehe weiter: Es ist überhaupt nicht der Sinn des Lebens, irgend jemanden glücklich zu machen. Der Mensch soll und darf gar nicht glücklich sein. Was fangen Sie mit einer glücklichen Menschheit an? Was soll denn nachher geschehen? Nein, nein, Leiden und Entbehren, Qual und Not, das sind die Wurzeln menschlicher Kraft, in ihnen liegt die wahre Bestimmung, der Adel unseres Geschlechts.

Sie: Sie haben einen sehr unschicklichen Ort gewählt, um Askese zu predigen.

Er: Ach was, das ist doch kein Einwand.

Sie: Ich wollte wahrhaftig keinen Einwand machen, sondern Ihnen nur nahelegen, auf den eigentlichen Zweck Ihres Besuches überzugehen.

Er: Sie beunruhigen mich.

Sie: Was fürchten Sie, ängstlich dreinblickender Herr?

Er: Eben das, daß Sie mit Ihren Darlegungen jetzt abbrechen wollen.

Sie: Ich pflege nie weiter zu gehen. Meine Bedingungen und ihre Grundlage sind jetzt eben genügend eindringlich in Ihr Bewußtsein übergegangen. Mehr wollte ich nicht. Das war der Sinn unserer Unterredung.

Er: Sie haben aber vorhin einen wunden Punkt meiner Seele berührt, eigentlich mehrere solche Punkte. Mindestens auf einen lassen Sie mich noch zurückkommen.

Sie: Es ist mein Beruf, meine Gäste in nichts zu hindern.

Er: Sie sagten etwas von den Juden und von „rechtem Gesindel". Die Frage interessiert mich persönlich. Sie müssen nämlich wissen, daß ich natürlich der Vererbung und dem Blute eine gewisse Bedeutung nicht abspreche.

Sie: Sehr freundlich.

Er: Nein, ich wollte anders beginnen: bei Ihnen selbst. Nun, das, was Sie vorhin über Ihr wohlberechnet unluxuriöses Leben und den Zweck seiner Ersparnisse mitgeteilt haben,

war doch so ziemlich das Widerlichste, Unsympathischste, was es über diesen Gegenstand zu ersinnen gibt. Ich sage Ihnen offen meine Meinung. Jede Ihrer Berufsgenossinnen, die nach Mitternacht im Moulin Rouge ihre dicken Waden auf den Tisch ausstreckt, handelt anständiger als Sie. Denn sie handelt ohne Überlegung, natürlich. So klug hingegen zu sein, wie Sie es sind, so sicher und so bewußt, das ist das Unanständigste, was es auf der Welt gibt.

Sie: Sie sagen mir nichts Neues. Dasselbe habe ich schon oft gedacht.

Er: Auch mir ist dieser ganze Komplex von Gefühlen nicht neu. Das alles habe ich längst an mir beobachtet. Diese Deutlichkeit der Entscheidungen, die eine übergroße unangenehme Deutlichkeit ist, diese Schamlosigkeit, möchte ich sagen, dieses unkeusche jüdische Etwas, für das mir kein Wort des Ekels stark genug ist, dieses, was uns für ewig ins „Gesindel" hinabstößt, wie Sie es selbst nannten, — dieses — o könnte ich es hier aus meiner Brust herausreißen, das schmachvolle Erbteil meines Stammes, und auf dem Fußboden mit meinen

Fersen zerstampfen. Bei Ihnen ist es mir heute nur besonders scheußlich entgegengetreten, obwohl es mir auch in dieser Nuance nicht unbekannt ist, — in der Nuance des Weltbeglückers und Welterlösers, die wir so gern annehmen, wenn wir es am unanständigsten treiben. Ich meine nicht: unanständig, schwindelhaft im grobmateriellen Sinn. Wir meinen es ja ehrlich, wir opfern uns wirklich auf, — aber niemand kann daran zweifeln, daß gerade diese Ehrlichkeit und Aufopferung das Traurigste an der Sache ist. Sagen Sie nur, wie kommt es, daß unsere „edlen Absichten", von denen wir ja ohne Heuchelei erfüllt sind, diese „Ideale", für die wir sterben, daß alle unsere philanthropischen Tendenzen, die uns vielleicht angeboren sind, im Innersten etwas — täuschen wir uns nicht darüber — . . . etwas Luftleeres, etwas so Saftloses, so Zusammengestükkeltes und Ausgedachtes, etwas so durchaus Unwahrhaftiges in sich haben? Ich weiß nicht, wieso mir der Ausdruck einfällt — aber es wird wohl etwas Richtiges an ihm sein: es haftet kein Waldgeruch an unserem Tun und Lassen, das ist es, wir riechen nur wie dürres

altes Holz. — Sie zum Beispiel: Wie können Sie es wagen, wie dürfen Sie sich auch nur von Ferne unterstehen, mit dem Geld, das Sie auf diese Art verdienen, an solche Ziele wie die „Befreiung des Geistes" zu rühren? Fühlen Sie denn nicht, daß das ein Frevel wider die Natur ist, daß Sie damit der reinen Sache mehr schaden als nützen? Nicht äußerlich natürlich, sondern irgendwie von innen heraus, infolge der Unreinheit Ihrer eigenen Person? Beweisen läßt sich das wohl nicht, aber fühlen, fühlen muß es jedes unverdorbene Gemüt. Ich scheue nicht davor zurück zu sagen: das, was Sie tun, ist ein zwar nach keinem Kodex strafbares, aber um so verabscheuenswürdigeres Verbrechen. Sie beflecken sich, bewußt beflecken Sie sich, aber von dem unendlichen Licht, das Sie dabei zu profitieren hoffen, dringt in Wahrheit nicht der leiseste Strahl durch den luftleeren Raum um Ihr Herz. — Warten Sie, ich bin noch nicht zu Ende. Nun kommt nämlich das Seltsamste. Trotz allem, obwohl ich das alles voll einsehe, — geht eine Macht von Ihnen aus, die alles zu Boden schlägt. Keine teuflische Macht,

sondern schlechterdings die Macht des Richtigen, der Zauber, der jede Person umgibt, die unter ihrem entschiedenen Stern steht und ihm mit Begeisterung, mit Ganzheit folgt. Ein Zauber also, der genau das Gegenteil von Berechnung und kalter Klugheit ist. Sie sitzen da und rühren sich nicht, trotzdem ist alles rings um Sie, die Luft, der Lampenschein, die Fransen des Tischtuches in einer geheimnisvollen Bewegung. Unsichtbare Kräfte arbeiten in Ihrer Sphäre. Alles ist erfüllt von Ihnen und spricht ohne die mindeste Beimengung von Überredung, schlicht und herzlich für Sie. Ich kann es nur mit den allerbanalsten Worten ausdrücken: Ein Schimmer von Poesie ruht auf Ihnen. —

Sie: Nun sind Sie also schon daran, sich selbst die Erklärung zu geben.

Er: Nein, es ist eine ernste Sache. Ironisieren Sie sie nicht. Sie meinen vielleicht, weil Sie schön sind und meine Wünsche erregen . . .

Sie: Keineswegs, nicht so. — — Sondern, ich fühle selbst, daß ich etwas Unanständiges tue, heute im Bett und morgen mit dem Scheckbuche in der Hand, ich fühle meine Sünde

in der Verbindung dieser zwei Bilder, — aber was liegt an meiner Sünde, was liegt an mir. Wenn nur das Werk gedeiht. Ich will ja auch gar nicht, daß mir verziehen werde, weder von Gott, noch von mir selbst, noch von den Menschen. Ich will nur das Einzige: daß das Werk gedeihe.

Er: Aber das ist unsittlich.

Sie: Mögen Sie es so nennen! Immerhin haben Sie selbst zugeben müssen: es arbeitet rings um mich, es geschieht etwas. Das genügt mir!

Er: Und wenn es einmal herauskommen sollte, von was für Einkünften Ihr soziales Mustergebilde lebt, — so ist es doch schon damit allein in den Augen der Welt erledigt, um jede Wirksamkeit gebracht, sinnlos?

Sie: Richtig, das ist die Gefahr, gegen die nach menschlicher Voraussicht alle erdenklichen Maßnahmen getroffen sind. Ich werde schon Jahre lang tot sein, ehe die Welt von dem Gelingen oder Nicht-Gelingen des zentralasiatischen Experimentes Kunde erhält. Und die Fäden, die von mir in meinen Versuchsstaat führen, sind gut versteckt. Niemand wird den Zusammenhang ahnen.

Er: Sie rechnen also mit 50, 60 Jahren bis zur Ausführung? Nach Ihrem frischen gesunden Aussehen zu schließen ...

Sie: Was fällt Ihnen ein. — In längstens zehn Jahren muß es sich entschieden haben.

Er: Nun, und ... wieso denn ... am Ende wollen Sie ...

Sie: Das ist doch selbstverständlich. Wenn ich den letzten Louisdor, der für nötig erachtet wird, aufgebracht habe, —

(Lange Pause.)

Er: *(erschüttert)* Also doch die Märtyrerkrone?

Sie: Nein. Auch das sehen Sie falsch, wie eigentlich alles, was Sie vorhin gesagt haben auf der Hand liegend und dennoch ganz falsch war! — Die Märtyrerkrone? Wie wichtig müßte ich mich nehmen, wenn ich nach ihr verlangen wollte. Ich kümmere mich überhaupt nicht um mich, das ist das Wesen der Sache. — Sehen Sie, ob ich nun zu klug oder zu ausgedacht bin, wie Sie es nannten, natürlich oder widernatürlich, was geht es mich an und was liegt daran? Zentralasien, daran liegt etwas. An mir liegt nichts. Das ist es. Mag ich mir selbst ein Ärgernis und eine Beflek-

kung sein, es ist mir einerlei. Reinheit? — o eine besonders raffinierte Art von Selbstsucht, von Selbstvergötterung — ich mache sie nicht mehr mit, mein Herr. Ja, ich habe es in der Gleichgültigkeit gegen mich selbst so weit gebracht, daß ich es im Notfalle sogar ertrüge — glücklich zu sein. Zum Beispiel mit einem Freunde wirkliche Liebe und Lebenslust zu empfinden. Ich sage das nicht zur Reklame. Sondern so ist es. Und um das Heil meiner unsterblichen Seele habe ich dabei so wenig Angst, daß es mich nicht einmal interessiert. Ich werde es mir schließlich, wenn das gute Werk getan ist, noch zu erkämpfen wissen. Und sei es gegen den Willen Gottes!

Er: *(still)* Ob das der Sinn der Fabel ist, daß Jakob mit Gott um den Segensspruch rang?

Sie: Möglich, daß es meine Art nicht ist, Gutes „mit Waldgeruch" zu tun, wie Sie es nannten. Aber kommt es denn auf den Waldgeruch an oder vielmehr darauf, daß das Gute geschehe? In den Augen der Völker mag es ja heute schon sehr beliebt sein, die Art und Weise, in der das Gute geschieht, das Tempo, den Elan, die schöne germanische Unbesonnen-

heit, kurz den „Waldgeruch“ höher zu schätzen als das Gute selbst. Müssen wir Juden das nachahmen? Möglicherweise hat meine Art in den Augen der Fremden etwas Unvornehmes. Aber wer zwingt mich, meine Taten durch die Augen der Fremden anzusehen und nicht mit meinen eigenen Sinnen? — Nein, nein, keine Angst um den Geruch des Guten. Es wird schon seinen richtigen Geruch haben. Und ist es kein Waldgeruch, so wird es wahrscheinlich ein kräftiger Wüstengeruch sein!
Er: O Sie unfaßbar stolzes Mädchen! Nun verstehe ich Sie und bin ganz durchstrahlt! Wenn Sie sündigen, so ist es, um den andern die Sünde zu ersparen. O dann ist es eine heilige Schamlosigkeit, dann ist es, das fühle ich, das größte schönste Opfer, das ein Mensch den Nebenmenschen bringen kann. Ja, Sie legen Ihren Frevel und Ihre Erniedrigung auf den Altar des Höchsten, ihm zum angenehmen Geruch. Ihr Plan wird gelingen, und Sie werden der letzte Mensch gewesen sein, der so hart gegen die bessere Natur in sich wüten mußte. Die andern, die künftigen Geschlechter werden es viel leichter haben. —

Sie: O nein, sie werden es hoffentlich viel schwerer haben, denn dann wird die Verantwortlichkeit der Menschen beginnen und das Gericht.
Er: Wie süß aber wird das schwere Joch sein, der vorgezeichnete strenge Weg, das Gebot der Pflicht, während wir in unserer Zügellosigkeit nur so einherschwanken.
Sie: Es wird wohl süß sein, das kann ich mir gar nicht vorstellen und wage mich auch gar nicht in diesen Traum hinein. Aber dafür wird dann auch das Süßeste, was es heute gibt, zu jener Zeit weggefallen sein: weggefallen das Lächeln und die Verzeihung von uns Dirnen. Denn das wird dann mit Recht nicht mehr geduldet werden, daß man zu einem Sünder irgendwo im Geheimen in der dunklen Kammer sagt: Sättige nur recht deinen Durst nach Sünde und schlürfe sie, tue mir Böses an, ich bin ja so durchaus nachsichtig. Nein, im Licht wird alles stehen, ehrlich und scharfgeschnitzt, ohne Biegung. Ein starker Gesang in den Straßen, denn alles, was man tut, wird man einander laut und mit großem Jubel zuschreien dürfen. In diesem Gesang werden

wir Dirnen uns auflösen wie ein wenig bunter Seifenschaum auf einem großen tiefen Wasserspiegel, der in sich glatt und förmlich steinern zusammenhängt, ja einem Schleifstein gleich. O das werde ich nicht mehr sehen, aber das ist das Einzige, was ich gerne sähe: die letzte Dirne. Sie geht geputzt in der Dämmerung aus, sie weiß noch gar nicht, wie überflüssig sie geworden ist. Da reißt ihr der gesalzene Wind die Schminke ab, wie man einen Apfel schält, da stürmt ein Hagelschauer schräg gegen ihren lächerlich verzierten Hut und ihre falschen Löckchen, da platzt das Handtäschchen, in dem sie ihr Büchel trägt, wie eine Bombe in tausend Stücke, da wird ihr der gesummte traurige Gassenhauer aus der heisern Kehle gerissen, da zerflattert der süßlich seifige Geruch, den sie um sich und hinter sich läßt, und ballt sich zusammen in wolkige Grüppchen kleiner Engel, die alle, alle von ihr geboren werden wollen. „Was wollt ihr?" ruft sie mit Erstaunen, und auch Freude mischt sich ein, obwohl sie das gar nicht kennt: freudiges Erstaunen, denn in ihrem ganzen Leben gab es bisher bei Überraschungen immer nur

Roheiten und Schmerzen. „Was wollt ihr, ihr lieben Kleinen?“ ruft sie. „Deine Kinder sein,“ ist die Antwort. „Und was soll ich denn dann mit euch machen?“ „Uns küssen, für uns Strümpfe stricken, uns die Brust reichen.“ „Und was könnte ich euch denn lehren?“ „Dir Mutter zu sagen.“ „Aber wozu soll ich euch erziehen?“ „Zu dem, was du selbst bist.“ Da erschrickt die Dirne wieder, aber diesmal schon mit entschiedener Freude, denn sie sieht an sich herab und in ihr Herz, und sie ist verwandelt, und da sie dies merkt, weint sie vor übergroßem Glück. —

Er: Du aber wirst es sein, die sie verwandelt hat. Du hast daran gearbeitet, durch all deine fürchterliche Tätigkeit, eben diese Tätigkeit aus der Welt zu schaffen. Jetzt erst sehe ich den großen Zusammenhang in allem, was du tust, den in sich geschlossenen Kreis und bin erschüttert. Ich Tor, wie konnte ich nur von dir sagen, daß dein Treiben widernatürlich sei. Du meisterst ja die Natur, du schreibst ihr neue und bessere Gesetze vor. Wer nennte das noch Widernatur! Das ist Gottnatur, du uranische Venus. Ich Müßiggänger aber habe

die Menschheit immer wieder in ihren alten blöden Gesetzen herumgetrieben, wie einen Ochsen auf der Tenne, und bei all meinen Berichten, Verbalnoten, Ententen, Reservaten, Entrevuen und Protesten fiel es mir gar nicht ein, daß hier irgendwo neuer Odem einzublasen und in dem wundervoll bewegten kraftsprühenden Lebensstoff von Milliarden meiner Mitwesen auch durch meiner Hände und meines Geistes Arbeit etwas zu schaffen sein könnte. O himmlische höchste Bestimmung! — Schaffen! O heraus aus diesem unnützen Dasein der Resignation und Lauheit und Überlistung! Nun sehe ich es ja ein, du bist der wahre Staatsmann, Mädchen, und ich bin bis heute die Dirne gewesen, die bezahlt wird für ihre Arbeit und möglichst wenig leistet. Wenn ich aber morgen vor meinen Schreibtisch trete, wird er sich nicht drohend öffnen, wie ein Berg, an den Zauberstäbe rühren, und werde ich in das klaffende Holz mit seinen tausend zerspaltenen Schubladen und modernden Papieren nicht hineinschreiten wie durch eine offene Tür in den Bauch der Hölle? Und Zehntausende von Verreckten, auf

Schlachtfeldern, in Bergwerken, in Gefängnissen, in Krankenhäusern Verreckten werden mich aus Papierfetzen hervor, die wie Flammen an mir lecken, mit ihren heulenden Stimmen anklagen: Was hast du für uns getan, du, der du bestellt warst, für uns zu denken, uns zu leiten, was hast du für uns getan? — Mädchen, Geliebte, rette mich aus dieser Verdammnis, mache mich stark, stehe mir bei, Mädchen, sei meine Herrscherin, sieh, ich liege dir zu Füßen und küsse den Saum deines Kleides. Ich bete dich an.

Sie: Es ist mir sehr recht, wenn meine Freunde mich anbeten. Darauf beruht mein ganzes Geschäft.

Er: O wie sprichst du. — Willst du mich denn nicht retten? Folgen sollst du mir sofort, diese Wohnung verlassen. Ich entführe dich, wir machen eine Reise um die Welt, eine glückselige, überirdische Hochzeitsreise...

Sie: Ich müßte sehr pflichtvergessen sein, wenn ich auf Ihre Vorschläge einginge. Haben Sie denn nichts von dem gehört, was ich gesprochen habe? Soll ich von vorn anfangen?

Er: Du bist unerhört kalt. Es hat sich doch

alles geändert. Ich kam doch zu dir — einer Viertelstunde wegen, und jetzt liebe ich dich für immer.

Sie: Mich lieben sehr viele für immer. Ich weiß, daß Sie, mein Herr, von nun an zu diesem Kreis gehören werden. Eben deshalb, weil man mich wirklich liebt, ist ja die Sünde mit mir die verruchteste — und deshalb wiederum, das werden Sie sehen, meine Verzeihung von einer nicht vorstellbaren Wonne.

Er: Ich werde wahnsinnig.

Sie: Kommen Sie morgen. Ich werde es ausnahmsweise ermöglichen, daß Sie für den Anfang zweimal in derselben Woche an die Reihe kommen.

Er: Was fällt dir ein. Ich gehe überhaupt nicht weg. Mich bringt keine Macht der Welt aus diesem Zimmer.

Sie: Da würden Sie mich in eine sehr ärgerliche Verlegenheit bringen. *(Zieht ein Notizbüchlein aus dem Gürtel der Bluse.)* Wenn ich nämlich meinem Vormerk trauen darf, sitzt ein anderer Patient bereits seit einer Viertelstunde in meinem Wartezimmer. Und deshalb muß ich Ihre Ordination für beendet erklären.

Er: Ich Unseliger, ich Verlorener!

Sie: Machen Sie es mir doch nicht so schwer, mein Kind. Ich bedauere es ja selbst unendlich, daß wir diesmal unsere Zeit verschwendet haben und zu nichts anderem als zu langweiligen Reden gekommen sind. Ich werde mich bemühen, Sie morgen zu entschädigen. Es pflegt überdies immer der erste Besuch so nutzlos vorüberzugehen, und ich habe deshalb in meinem Tarif durchwegs nur den halben Preis für ihn eingestellt. Aus Gerechtigkeitsgefühl. Graf Lux hat Sie also richtig vorbereitet.

Er: Nein, nein, nein, das ist unmöglich. Ich muß dich ganz, muß dich für mich allein haben! *(Geht mit ausgebreiteten Armen auf sie zu.)*

Sie: An diesem Punkt wollen wir morgen fortsetzen.

(Er ist auf eine Falltür getreten und versinkt in ein Zimmer des tiefer gelegenen Stockwerkes.

Das Dienstmädchen mit seinem Hut, Stock und Winterrock erwartet ihn dort bereits.)

Bücher von Max Brod

Heidentum,
Christentum, Judentum
Ein Bekenntnisbuch, 2 Bände

*

Ausgewählte
Romane und Novellen

I. Die Einsamen
II. Schloß Nornepygge
III. Jüdinnen
IV. Weiberwirtschaft
V. Tycho Brahes Weg zu Gott
VI. Das große Wagnis

*

Das Buch der Liebe
Gesammelte Lyrik

*

Die Höhe des Gefühls
Eine Königin Esther
Die Fälscher
Dramen

Kurt Wolff Verlag A.-G., München